

# Die benediktinische Philologie und die Germanen

Von Edmund E. Tolk, Prof., New York, Manhattan College

Die Pneumatiker aller Zeitalter sind der Philologie meist gram gewesen, weil diese im Worte oder gar im Buchstaben schon den Geist zu fassen glaube. Wo sie sich dem Neoplatonismus verschrieben, wurde ihnen vollends das Wort mehr und mehr zur leeren Hülse, und der Geist entwand sich ins Unsagbare. So haben sie selbst dazu beigetragen, daß die Philologie in ein Aufspeichern des toten Wortes ausartete, wie es schon im alexandrinischen Schulbetrieb angelegt war.

Daß die Philologie wieder eine Hege des lebendigen Wortes werden konnte, mußte eine neue Liebe zum Wort erwachen. Ein Thema für einen Görres: es umeilte das christliche Wort das Mittelmeer mit Macht; da blühte neue Rede und neue Hymne auch in den Volkssprachen und Mundarten, und neue Philologie in den Schulen Origenes und des Hl. Hieronymus. Da löste der Hl. Augustin den Verbund der Philologie mit der theatralisch gewordenen Rhetorik und setzte mit seiner neuen Redelehre, besonders in *De Doctrina Christiana*, auch eine neue Philologie frei, welche auf die Sprache des Volkes und der Völker aufmerksam werden konnte. Hin zu Kassiodor und Isidor ist solche Philologie immer ein Sinnen, dem die Macht des Wortes greifbar vor Augen stand.

Nun durchdringt seit dem Hl. Martin von Tours diese Macht auch das flache Land im Westen und dringt über die verfallenden Grenzen der römischen Welt zu den jenseitigen Anliegern und wieder zurück. Davon gibt wenig geschliffenes Schriftwerk Kunde, aber umsomehr der Lebenswechsel zur germanisch-romanisch-keltischen Symbiose, so sichtbar trotz des Dunkels der Jahrhunderte, in welchem uns das Schrifttum nach Augustin bis zu den Karolingern läßt. Da kann kein Missionar seine Sendung erfüllen, wenn er nicht mit dem Schwert des Wortes gegürtet ist. Und das heißt, er muß ein praktischer Philologe und Mythologe sein, um in den eigenen Sprachen der Völker die alten Götter von dem neuen Gotte zu scheiden. So wurden diese Sendlinge die Begründer der volk-sprachlichen Philologie und Glaubenskunde, bei den Iren, Angelsachsen

und Deutschen; genau so wie wiederum im achtzehnten Jahrhundert die Missionare in Indien den Grund für das Studium indischer Sprachen und Götterlehren legten.

Schon von der Erfahrung her wurde notwendig eine vergleichende Philologie und Mythologie, weil die Ähnlichkeiten der Befunde den Übergang der Missionare von einem zum andern Sprachvolk erleichterten. So mag schon der Hl. Irenäus entdeckt haben, daß die Galater seiner Heimat mit den Galliern verwandt waren, zu denen er in ihrer Sprache predigte. Das theoretische Gefüge war aber natürlich durch die Annahme der Monogenese aller Sprachen gegeben; mit der Zersplitterung der Ursprache ging die Zersplitterung der darin enthaltenen Urweisheit Hand in Hand, von welcher heidnische Götterlehren noch hie und da einen verwirrenden Abglanz bewahren. So folgt die Sprachvergleichung dem allgemeinen Zuge der Vergleichung von Teufelswerk und Gotteswerk in der Geschichte, an Hand der von Eusebius aufgestellten Zeittafeln zum Vergleich der Daten verschiedener Nationalgeschichten. Zur Monogenese der Sprachen und der Lehren vom Göttlichen gesellt sich die Monogenese der Völker. In der Zukunft winkt ein großes Pfingsten, an dem mit der Verwirrung der Sprachen auch die der Völker und der Lehren vom Göttlichen aufgehoben wird. In der Mitte der Geschichte steht die Fleischwerdung des Wortes.

Also steht schon lange der große Rahmen bereit, in welchen sich neue sprachliche Entdeckungen einordnen lassen. Nur in der Bedeutungslehre wird er noch oft von phantastischen Schößlingen überwuchert. Auch sie steht unter dem historischen Gesetz, daß große Ereignisse ihre Schatten voraus- und zurückwerfen. Die Schriften der alten Heiden und Juden weisen schon keimhaft die christliche Wahrheit aus; so deutet schon jetzt jedes Wort auf ein Zukünftiges voraus und auf ein Vergangenes zurück, unbeschadet es der Gegenwart Genüge tut. Dieser Vieldeutigkeit ist der vernehmende Mensch oft nicht gewachsen, zumal auch der große Verwirrer sich guter Worte bedient, um ihnen einen falschen Sinn unterzuschieben. Ein Geist der Verwirrung herrscht schon in der spätheidnischen Allegorese, welche sich besonders durch Martianus Capella auch in der christlichen Philologie breit macht. Er waltet auch in dem hisperischen Latein, dessen Spuren von Nordafrika über Gallien nach Irland hinüberreichen, schon als dieses sich eben lateinischem und mönchischem Einfluß erschließt. <sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> F. Raby, *A History of Secular Latin Poetry in the Middle Ages* (Oxford 1934) vol. I, S. 167, 157, 113; J. F. Kenney, *Sources for the Early History of Ireland*, New York 1928, S. 142 f., 257; Kuno Meyer, *Learning in Ireland during the Fifth Century*, Dublin 1913, S. 10.

Das geheimnisvolle hisperische Latein in seiner geheimnisvollen Verbreitung weist auf einen dritten Kreis hin, in dem unabhängig vom rhetorischen und christlichen Betriebe eine Philologie eigener Art bestehen haben muß. Denn in diesem Latein, das mit Wurzelworten aus anderen Sprachbeständen gespickt ist und sich offenbar frei erfundener Biegeformen bedient, herrscht bei allem Unsinn doch Methode, wie es ja auch bei der makkaronischen Sprachmischung und anderen Formen des manieristischen Spiels mit dem Sprachstoff der Fall ist. Es ist weit mehr als ein literarisches Kuriosum, denn die Iren hoben es auf, nachdem es anderswo ausstarb, und gaben es noch an die frühen angelsächsischen Gelehrten wie z. B. Aldhelm weiter. Es war vermutlich eine literarische Geheimsprache. Aus dem Verbreitungsgebiet darf man schließen, daß sie wohlvorbereiteten Boden fand, wo noch Überbleibsel vom druidischen Betriebe der Redekunst vorhanden waren, wenn sie nicht gar auf diesem Boden erwachsen ist. Auch im Keltischen gab es solche Geheimsprachen und Geheimschriften im Dienst der Geheimwissenschaft, deren Gebrauch den fahrenden Schülern der Druiden gastliche Tore geöffnet haben wird <sup>2</sup>. Die philologische Neugier dieser fahrenden literarischen Bruderschaft wandte sich schon früh fremden Sprachen zu, vor allem dem Lateinischen; ein Netz von Schulen verband die ganze keltisch-atlantische Welt, die in den romanisierten Gebieten zu Pflanzstätten der spätlateinischen Rhetorik <sup>3</sup> und in Wales und Irland zu Klosterschulen geworden sind <sup>4</sup>, wenn sie nicht spurlos verschwanden. Bei den irischen Mönchen des sechsten Jahrhunderts erscheint der Betrieb des Latein, aus hisperischen, christlich- und heidnisch-gallischen Quellen gespeist, zuerst vereint mit dem Betriebe der einheimischen Rede. Aus dieser Vereinigung ging die Verschriftung des Irischen hervor, die philologische Vorbedingung für eine irische Literatur. Damit trat zum ersten Mal eine westliche Sprache in den Kreis der vergleichenden Philologie und dehnte sich deren Interesse auf die Probleme der Verschriftung und der Buchstabenkunde aus. Diese Philologie zeitigte alsbald auch bedeutende praktische Erfolge, denn mit ihrer Hilfe bekehrten die Iren das northumbrische England und wiesen sie ihre englischen Schüler an, das Angelsächsische zu verschriften. Als die später von Rom aus gegründete Schule von Canterbury ein Studium des

---

<sup>2</sup> Keltische oder römische Kryptographie scheint auch der angelsächsischen Kryptographie zugrunde zu liegen, vgl. W. Levison, *England and the Continent in the Eighth Century*, Oxford 1946, S. 138 ff., 291.

<sup>3</sup> T. D. Kendrick, *The Druids*, London 1927, S. 93, 97.

<sup>4</sup> Zur Bibliographie vgl. F. Heiler, *Allkirchliche Autonomie und päpstlicher Zentralismus*, München 1941, S. 124, n. 75; 126, nn. 85, 86.

Griechischen ermöglichte, standen fünf Sprachen und Alphabete, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Irisch mit den Ogamzeichen, und Angelsächsisch mit den Runen zum Vergleich bereit.

Ihn auszuführen, bedurfte es keines weiteren Anstoßes, zumal gleichzeitig Isidor von Sevilla bekannt wurde. Dieser hatte ja reiche Materialien aus den heiligen drei Sprachen beigebracht, um auf den Spuren des Hieronymus die hebräische Monogenese der Urweisheit, Ursprache und Urschrift zu beweisen. Die ungewöhnlich schnelle Verbreitung der Isidor-Handschriften über den Kontinent und die britischen Inseln, zum großen Teil in irischer Schrift, läßt auf die schon vorhandene philologische Wachsamkeit schließen<sup>5</sup>. Die Grammatik des Priscian hatten die Iren schon vorher ausgeschlachtet, auf dem ihre einheimische Sprach- und Formenlehre weitgehend aufbaute. Sie scheinen schon früh viel über die Überlegenheit der eigenen Sprache über das Latein, durch größeren Reichtum an „Bedeutungen, Worten und Buchstaben“ gehandelt zu haben; statt des ABC hatten sie die Geheimzeichen ihres BLN vorzuweisen, an die sich eine reiche, in ihr Heidentum zurückgehende Buchstabenmystik anschloß. Unter dem Eindruck des Isidor aber lernten sie sich mit dem ersten Platz für das Irische nach statt vor dem Lateinischen zu begnügen. Merkwürdigerweise wird in der *Auraicept na n-éces*, der berühmten Fibel irischer Grammatik, dem Lateinischen der Vorzug vor dem Irischen gerade von da ab eingeräumt, wo der anerkannt älteste Teil des schwer datierbaren Textes mit dem terminus a quo um 650 in einen jüngeren übergeht<sup>6</sup>; das Leitmotiv der unbedingten Überlegenheit des Irischen als der ersten Sprache überkreuzt sich in den weiteren Teilen mit dem Leitmotiv des Irischen als der ersten Sprache nach den drei heiligen Sprachen der Kreuzinschrift. Als die letzterfundene vereinigt sie in sich alle Vorteile der zweiundsiebzig Volkssprachen, in welche sich nach Isidor die nachbabylonische Menschheit zersplitterte. Damit war der Begriff der *lingua quarta* geboren.

Diese Rettung der Ehre des Irischen darf man in dasselbe siebte Jahrhundert setzen, in welchem, dem weitschauenden Plane Gregors des Großen folgend, das angelsächsische Mönchstum als erstes in seiner Gesamtheit benediktinisch wurde; angelsächsischer Einfluß während des

<sup>5</sup> E. Anspach, Das Fortleben Isidors im VII.—IX. Jahrhundert, in *Miscellanea Isidoriana*, Rom 1936, S. 335 ff.; W. M. Lindsay, *Early Irish Minuscule Script*, Oxford 1910, S. 36 ff.; J. F. Kenney, *aaO.* S. 674 ff.

<sup>6</sup> *Auraicept na n-éces*, hgg. G. Calder, Edinburgh 1917, S. 85, 79; xxivff.

folgenden achten Jahrhunderts in Deutschland ist darum wesentlich benediktinischer Einfluß. Er vermählte sich dort mit einem anderen benediktinischen Strom, der gerade auch im Philologischen ihm so ähnlich war, daß man seine Priorität und seine Wirksamkeit lange unterschätzt hat. Diese Ähnlichkeit ist wohlbegründet. Soziologisch gesehen war nämlich das irische Mönchtum nicht nur eine Fortsetzung des von Ägypten über Lérins in die keltischen Gegenden vorgedrungenen Einflusses. Als die fahrenden Schüler der keltischen Redeweisheit sich der christlichen Redeweisheit zuwandten, da blieben sie fahrende Schüler. In Nachahmung Christi bereitete sich ein Berufener in einsiedlerischer Wildnis vor, bis er im Alter von dreißig oder dreiunddreißig Jahren hervortrat, Zwölfe um sich sammelte, und mit ihnen der Heimat entsagte, um unter Fremden das Wort zu predigen<sup>7</sup>. Auf ihren Fahrten trugen sie einen Reichtum von philologischer Gelehrsamkeit mit sich, den sie mittels der von der druidischen Geheimwissenschaft ausgebildeten Mnemotechnik im Kopfe aufgespeichert hatten. In der Fähigkeit, sich philologisch der zur Bekehrung nötigen Landessprachen zu bemächtigen, waren sie einzigartig. Die esoterische Philologie aus dem keltischen Heidentum verwandelte sich plötzlich in eine exoterische Philologie. In der hingebenden Arbeit an fremden Sprachen ist von dem Dünkel auf die eigene Sprache, von der selbst noch die aristokratische Stellung des Irischen als der quarta lingua zeugt, keine Rede mehr. So wurde es möglich, daß sich selbst um die ärmste Zelle in fremder Wildnis wahre Schulgemeinden bildeten, die durch die fahrenden Gewohnheiten im lebhaftesten Austausch miteinander blieben. Das festländische Netz dieser Gemeinden hatte der Hl. Kolumbanus 613 mit der Verankerung im lombardischen Bobbio begründet, gerade als die ersten benediktinischen Sendlinge von Rom ihre Wirksamkeit in Kent entfalteten. In Bobbio aber hat sich wohl der Zusammenschluß verschiedenartiger philologischer Ströme zu einer benediktinischen Philologie zuerst angebahnt.

Zunächst vereinigte sich hier die mnemotechnische und den Volkssprachen zugewandte Philologie der Iren mit der bücherkundlichen lateinischen Philologie des Kassiodor; nicht nur waren die Reste von Bücherschätzen aus der verfallenen Klosterschule Kassiodors größtenteils hierher gerettet worden, sondern es wurden nun auch seine unübertrefflichen Anweisungen zur Organisation des klösterlichen Bibliothekswesens in die Wirklichkeit umgesetzt, welche recht eigentlich die Schätze des antiken Erbes für das Mittelalter bewahrt haben<sup>8</sup>. Die Muße für die

<sup>7</sup> J. Ryan, *Irish Monasticism*, London 1931, S. 407.

<sup>8</sup> M. Laistner, *Thought and Letters in Western Europe 500—900 AD.*, London 1931, S. 136, 188.

notwendige Schreiberarbeit war freilich unter der strengen Regel des Kolumbanus kaum vorhanden. Erst als sich im Bekehrungswerk gegen den gotisch-lombardischen Arianismus Bobbio kaum fünfzehn Jahre nach der Gründung unmittelbar dem Papst unterstellte, war das Zeichen gegeben, durch welches sich die festländischen Gemeinden irischer Herkunft zur Milderung der kolumbanischen Regel entschlossen; sie diente mehr und mehr nur zur Ergänzung der benediktinischen Regel, wie solches ja ausdrücklich zugestanden war, falls sich daraus keine Widersprüche ergaben. Im Rahmen der benediktinischen Regel aber konnte nun auch das Feld des Schrifttums emsig bepflanzt und gejätet werden.

Die schnelle Verbreitung dieses philologischen Betriebes geschah durch das Band der Wanderschaft und Gastlichkeit, welches mit Knotenpunkten in Luxeuil, Péronne, dann auch St. Gallen und Lüttich, von einer irischen Herberge zur anderen, vom ehrwürdigen Mutterkloster Iona in der Irischen See bis nach Bobbio, Rom, und sogar im siebten Jahrhundert schon nach Jerusalem reichte. Die Verschmelzung der auf Kolumban fußenden Regel von Luxeuil mit der des III. Benedikt begründet die Verbreitung des Benediktinertums nördlich der Alpen<sup>9</sup>, der sich erst ein Jahrhundert später die Wiederherstellung von Monte Cassino und die Durchdringung Italiens anschloß. Ihr Symbol ist die Überführung der Gebeine des III. Benedikt nach Fleury-sur-Loire gegen 673; denn dieser Ort, einst der heilige Nabel für die jährlichen Zusammenkünfte der fahrenden Brüderschaft der Druiden, wurde nun ein Mittelpunkt für die neue fahrende Brüderschaft des benediktinischen Ordens. Ein Orden im Sinne der klösterlichen Kongregation wurde ja das Benediktinertum erst durch die Anverwandlung der irischen Gewohnheiten, als ein notwendiges soziologisches Gegengewicht zum frühmittelalterlichen Eigenkloster mit seinen Laienäbten. Wieviele Verwaltungsformen der gruppenweisen Kongregation von Klöstern in den insularen „parochias“ unter dem Abt-Bischof weiterhin in approbierter Abwandlung dem Aufblühen des benediktinischen Klosterwesens zugute kamen, sei nur gestreift.

Daß das angelsächsische Benediktinertum, welches sich seit seiner Entstehung in bitterer Fehde mit dem benachbarten keltischen Mönchtum befand, in seiner festländischen Wirksamkeit dennoch nur die zweite Welle aus den gleichen Mittelpunkten der Erregung darstellt, läßt sich mehr als wahrscheinlich machen<sup>10</sup>. Die ersten angelsächsischen Send-

<sup>9</sup> Philibert Schmitz, *Histoire de l'Ordre de St. Benoît, Maredsous 1942*, S. 51 ff.

linge kamen unmittelbar aus der irischen Schule auf den Kontinent, zogen in irischer Weise mit Zwölfen aus und pflanzten mit dem Kreuz auch die Redeweisheit. Wo seit der Reform des Hl. Bonifaz Gemeinden irischer Gründung unter angelsächsische Leitung gestellt wurden, ging der Schulbetrieb ungestört im gleichen Sinne weiter. Man darf auch die Frage aufwerfen, von wem denn die Angelsachsen ihre Begeisterung für die Bekehrung ihrer festländischen Stammesbrüder eingepflanzt bekamen, wenn nicht von den Iren. Vor allem aber bietet die Anwendung der benediktinischen Philologie auf die germanischen Volkssprachen des Festlandes einen wichtigen Schlüssel zur Frage der Priorität.

Die gotischen Palimpseste von Bobbio sind Zeugen, daß dort schon im siebten Jahrhundert Sprache und Runenschrift der Goten in den Kreis der Beobachtung traten, und es wäre seltsam, wenn die philologische Schulung durch die Iren nicht hingereicht hätte, die Verwandtschaft besonders der Schrift mit den Runen der Angelsachsen zu erkennen. Die kolumbanische Gründung Luxeuil, seit je in engster Verbindung mit Bobbio, richtete ihr Augenmerk weniger auf die benachbarten Alemannen als auf die den Slawen und der Lombardei nahestehenden Bayern<sup>11</sup>; von dort stammte ja auch die königliche Gönnerin des Hl. Kolumbanus. Unter Anleitung der Runenkunde gingen nun zweifellos die Augen auf für die sprachliche Verwandtschaft, welche die deutschen Stämme mit den Goten wie mit den Angelsachsen verband. Durch Kassiodor und Jordanes war dann auch schon der Hinweis gegeben, im skandinavischen Norden nach weiteren Germanen zu suchen. So schloß die benediktinische Philologie, gewiß auch unterstützt durch die Beobachtungen des Gemeinsamen in Brauchtum und Aberglauben, die germanische Welt zu einer Einheit zusammen, von deren Bewußtsein in der stammes-tümlichen Befangenheit der damaligen Deutschen so wenig zu merken ist.

Die schriftlichen Quellen zu dieser Ausweitung der benediktinischen Philologie beginnen erst nur spärlich zu fließen; sie zeigen, daß der angelsächsische Anteil daran nicht größer ist, als nach ihrer Schulung durch die Iren und ihrer Teilnahme am allgemeinen benediktinischen „Studentenaustausch“ zu erwarten steht. Wie der Vergleich von Sprachen und Alphabeten, durch die isidorischen Etymologien mächtig gefördert,

<sup>10</sup> S. J. Crawford, *Anglo-Saxon Influence on Western Christianity*, Cambridge 1933, S. 96.

<sup>11</sup> R. Bauerreiß, *Kirchengeschichte Bayerns*, St. Ottilien 1949, Bd. I. S. 40 ff.; A. Hauck, *Kirchengeschichte Deutschlands*, Leipzig 1898—1920. S. 327, 357, 363 f.; L. Gougaud, *Achievements and Influence of the Irish Monks*, in *Studies*, vol. XX (1931) S. 197.

ganz von selbst in die vergleichende Mythologie hinüberwirkte, beweist die Beschäftigung mit den einheimischen Kalendernamen. Durch Vergleich von Wochentagsnamen ergab sich eine Menge von Parallelen für die namengebenden Götter. Bedas Heranziehung der angelsächsischen Monatsnamen und Karls des Großen Wunsch nach deutschen Monatsnamen stehen in diesem Zusammenhang. Von größter Bedeutung für die Literatur war die vergleichende Behandlung metrischer und rhythmischer Prosodie in den irischen Grammatiken, durch welche die irischen Philologen eine eigenständige Poetik rechtfertigten. Sie führte bei den Angelsachsen unmittelbar zur stabreimenden christlichen Dichtung, welche sie mit Hilfe des Bedaschen Caedmonkapitels auch bei Nieder- und Oberdeutschen einzuführen versuchten, freilich mit geringem Erfolg. Doch allgemein bewahrte die philologische Erkenntnis der poetischen Eigenständigkeit die erwachenden Literaturen der Volkssprachen vor dem Schicksal, auf ein klassizistisches Streckbett gespannt zu werden. Der angelsächsische Beitrag zur Philologie im engeren Sinne darf in der näheren Feststellung des Verhältnisses zwischen Hoch- und Niederdeutsch gesucht werden, denn die niederdeutsche Anfärbung des Hildebrandlieds entspricht ja einem Versuch, den Lautstand durch Anwendung einer freilich unzureichend erkannten Regel der Lautverschiebung rückgängig zu machen<sup>12</sup>.

Das meiste aber weist auf unmittelbare irische Schulung ohne Dazwischenkunft der Angelsachsen. Die erste Verschriftung des Deutschen wurde nicht in Fulda, sondern in Bayern durch den irischen Bischof Virgil von Salzburg unternommen. Die Tendenz, den christlich-deutschen Sprachgebrauch, wie er von den Iren gehandhabt wurde, mehr dem christlich-angelsächsischen anzunähern, drang nur mit den drei Worten *heilig*, *Geist* und *Heiland* durch<sup>13</sup>. Die gotischen Manuskripte, auf welche sich seit Ende des achten Jahrhunderts die Runenstudien beziehen, kamen entweder direkt von Bobbio oder wurden durch Salzburg vermittelt, welches sich angelsächsischen Eingriffen im Verlaufe der bonifazischen Reform geschickt entzogen hatte. Hinweg von angelsächsischer Atmosphäre weist aber vor allem der Gebrauch des lateinischen *theotiscus* zur Bezeichnung der gesamtgermanischen Spracheinheit.

---

<sup>12</sup> G. Baesecke, *Das Hildebrandlied*, Halle 1945, S. 15.

<sup>13</sup> Th. Frings, *Antike und Christentum an der Wiege der deutschen Sprache*, Berlin, 1949, S. 12f.; W. Braune, *Angelsächsisch und Althochdeutsch*, in *Pauls Beiträge*, Bd. 43 (1918) S. 398.

Das westfränkische *theodisk*, welches offenbar zugrunde liegt, erscheint beheimatet im Einflußbereich der damals, im siebten Jahrhundert, mächtigsten irischen Gründung im festländischen Nordwesten, der *Peronna Scottorum*. Die Übertragung des latinisierten Wortes auf das „Germanische“ ist in gelehrten kirchlichen Kreisen, denen germanische Dialekte bekannt waren, zu suchen<sup>14</sup>. Erst später, in den weitgehend von Angelsachsen besetzten karolingischen Kanzleien, erscheint die Bedeutung des *theotiscus* eingeschränkt auf die Bedeutung „deutsch“; in den benediktinischen Klöstern der Zone irischen Einflusses blieb die weitere Bedeutung bewahrt. Mit dem ersten Beleg von 786 wird nicht das Deutsche, sondern das Angelsächsische im Gegensatz zum Lateinischen gemeint, und der es gebraucht, Bischof Georg von Ostia und Amiens, war ein Nachbar von Péronne. Der nächste Beleg für diesen „germanischen“ Gebrauch des Wortes stammt von dem Iren Smaragdus in Lüttich, der es 805 beim Vergleich gotischer und fränkischer Eigennamen gebraucht, und 821 taucht es in der dem irischen St. Gallen eng verbundenen Reichenau auf. Das Kanzleiwort meidet eine so weite Beziehung wie die auf das Gotische; es hat bestenfalls die Reichweite des damaligen *barbarus*, welches die germanisierte militärische Sphäre umfaßt, d. h. zur Bezeichnung der gemeinsamen Kommando- und Rechtssprache im kaiserlichen Heeresbann, welcher zwar Langobarden, aber sicher keine Goten und Skandinavier einschließt.

Das Klosterwort muß offenbar von dem Kanzleiwort so streng geschieden werden wie etwa die klösterliche Verschriftung von der Kanzleiverschriftung deutscher Worte. Der Historiker Frechulf von Lisieux gebraucht 830 das Klosterwort, wenn er die Goten ein theotisches Volk nennt. Hrabanus Maurus, unter dem die irisch-angelsächsischen Reibereien auf dem Kontinent schon beigelegt scheinen, bezeichnet 840 mit demselben Wort die zu allen runischen Alphabeten gehörige Sprache, einschließlich der der *Northmanni*, deren Alphabet ihm ein Däne mitgeteilt hatte. In seinem Schüler Walafrid Strabo erscheinen die fuldisch-angelsächsische und die irisch-kontinentale Schultradition zuerst in vollem Sinne vereinbart; er macht kurz darauf die in ihrer philologischen Schärfe verblüffende Beobachtung, daß den Goten die Einführung gewisser griechischer Lehnworte ins Deutsche zuzuschreiben sei, da sie *nostrum, id est Theotiscum sermonem* sprachen, wie es noch vorhandene gotische Texte beweisen. Immer schwingt die irische Schulung in diesem Sprachgebrauch mit. Während die Prägung *theotiscus* im Verlaufe des neunten Jahrhunderts von *teutonicus* und

---

<sup>14</sup> W. Levison, aaO. S. 52, 129.

germanicus abgelöst wird, braucht sie verspätet noch der Kelte Asser<sup>15</sup>. In Otfrieds theotisce klingt die irische Idee der *lingua quarta* durch, indem mit der Erwerbung der politischen Vormacht durch die Franken diese nun auch zum Erwerb der sprachlichen Vormacht aufgemuntert werden; das konnte damals nur bedeuten, daß man gesonnen war, dem Irischen diesen Rang streitig zu machen. In Cormacs, des berühmten irischen Sprachgelehrten Buch von Aicill, vom Ende des neunten Jahrhunderts, ist das Irische als *lingua quarta* ein stehender Begriff<sup>16</sup>. Bei Notker dem Deutschen ist, seinem Schüler und Biographen nach zu urteilen, das Deutsche als *vas quartum* wie selbstverständlich an die vierte Stelle nach den drei heiligen Sprachen gerückt, wodurch der nachahmende Wetteifer mit den Iren einen gewissen Abschluß erhält.

Den dauernden Bezugsmittelpunkt dieser vergleichenden Philologie, die zum Begriff des Germanischen führte, bildet aber der Alphabetvergleich. Schon die Verschriftung des Gotischen im vierten Jahrhundert hebt sich gegen diesen Hintergrund ab; er schimmert bei Chilperichs Ukas zur Verbesserung der Rechtschreibung durch; die irische Spekulation über das eigene BLN und Isidors These von der hebräischen Urschrift machten es dann zu einem Hauptthema der benediktinischen Philologie, getreu dem isidorischen Leitwort, daß nicht aus den Völkern die Sprachen, sondern aus den Sprachen die Völkern hervorgehen<sup>17</sup>. Die recht verbreiteten *versus cuiusdam Scotti de alphabeto* aus dem siebten Jahrhundert verzeichnen die hebräische Abneigung gegen den Buchstaben F. Den Leitfaden ins neunte Jahrhundert hinüber bietet die Vervielfältigung der Priscian- und Isidorhandschriften, meist durch Klosterschreibstuben mit irischen Gepflogenheiten. Selten läßt sich dabei das zugrundeliegende Wegenetz der Fahrenden verkennen, welchem die irischen Pilgrime die erste Bahn gebrochen hatten. In der Handschrift des Wessobrunner Gebets geht unmittelbar bevor ein Bezug auf Isidors Alphabetvergleich in einem frühen Manuskript des Isidor aus St. Gallen sind die Runen der Northmanni in die zuständige Textstelle interpoliert; frühe irische Handschriften vergleichen die Runen mit Oghamzeichen; irische Fachwörter der Grammatik und Oghamwörter erscheinen in den Randglossen des St. Galler Priscian<sup>18</sup>. Ein seltsamer Nachklang

<sup>15</sup> Zeittafel der Belege und Bibliographie in L. Weisgerber, Der Sinn des Wortes Deutsch, Göttingen 1949.

<sup>16</sup> Ancient Laws of Ireland, Dublin 1873, vol. III, S. 89.

<sup>17</sup> Isidor von Sevilla, Etymologien, IX, i, 14.

<sup>18</sup> J. M. Clark, The Abbey of St. Gall, Cambridge 1926, S. 66; H. Arntz, Handbuch der Runenkunde (2. Aufl., Halle 1944), S. 170; W. M. Lindsay, aaO. S. 41, 46.

zur Mode des Alphabetvergleichs findet sich in einer Handschrift des elften Jahrhunderts, die sichtlich in die Zone irischer Schulung auf dem Kontinent gehört. Sie enthält eine Abbildung der Kreuzesinschriften, in welcher statt der hebräischen Zeichen Runen verwandt sind, mit dem andeutenden Zusatz *barbarice*. Trotz aller Verballhornung fügt sich dieses Zeugnis schön an die lange Geschichte der vergleichenden Philologie bei den Benediktinern<sup>19</sup>.

Manche Beobachtungen drängen sich auf, wenn man nicht nur den philologischen, sondern auch den literarischen Betrieb in den Benediktinerklöstern dieser frühen Jahrhunderte in seinem Einfluß auf die nördlichen Völker prüft, so kurzlebig der deutsche Traum von einer Literatur in der eigenen *lingua quarta* zwischen Otfried und dem deutschen Notker auch gewesen ist. Die hier noch herrschende Verwirrung geht zum Teil auf uralte Vorurteile zurück. In einer frühesten Regung des englischen Nationalismus wurde die Regel des Hl. Benedikt in einen unversöhnlichen Gegensatz zu den Regeln der Inselkeltten gestellt, wie er auf dem Festland nie Geltung gehabt hat; dadurch wurden die Inselkeltten halsstarrig in ihrer Beharrung beim Alten, genau wie in den leidigen Osterstreitigkeiten. Erst unter romtreuer, dann unter protestantischer Fahne hat man sich in England gegen die Bedeutung des irischen Einflusses verblendet. Es beginnt schon mit Aldhelm, der als reifer Mann in der neugegründeten Schule von Canterbury zu unterschätzen lernte, wieviel er dem irischen Lehrer seiner Jugend, dem Einsiedler Malduib, verdankte<sup>20</sup>. Es lebt sogar noch heute bei Toynbee fort, der das Bild einer abortiven fernwestlichen Christenheit gezeichnet hat, gerade als ob es nicht zu deren innersten Wesen gehört hätte, in die Fernen zu reichen und dort manche ihrer schönsten Früchte zu zeitigen. Freilich möchte das in ein System fein säuberlich geschiedener Kulturkreise nicht so gut passen. In Deutschland hat sich dieselbe Verblendung im Zeichen der Stammesbrüderschaft mit den Engländern seit dem achten Jahrhundert fortgepflanzt, und umsomehr, als man den nationalen Gegensatz zum Französischen auf alles Keltische übertrug. Auf der Gegenseite haben irische Nationalisten dem irischen Genie so unbillig viel zugerechnet, daß sie die wirklichen irischen Verdienste um manche Anerkennung gebracht haben.

---

<sup>19</sup> C. Selmer, Die Runeninschrift des CLM 13067, in *Wirkendes Wort*, Hft. 3 (1950).

<sup>20</sup> M. Laistner, aaO. S. 119.

Sobald auf dem Festlande der benediktinische Generalnenner gefunden war, ging es ja gar nicht mehr darum, ob dieser oder jener süddeutsche Missionar etwa ein Ire gewesen sei. Der geistigen Sohnschaft tut es keinen Abbruch, wenn man mehrere Väter in einem Atem nennen kann; über die frühe Formel „regula beati Benedicti sive beati Columbanii“ braucht man deshalb auch nicht als über ein kindliches Versehen zu lächeln.